

dtv

Reihe Hanser

Für die Bibliothek des Sultans begibt sich Thomas auf die Suche nach den besten Dichtern der Welt. In Deutschland stößt er auf Goethe. Er möchte seine Werke der geheimen Kommission vorstellen, die darüber entscheidet, wer zu dem erlesenen Kreis gehört. In neun Nächten erzählt Thomas von Werther und Faust, vom Zauberlehrling und dem West-östlichen Diwan. Wird er es schaffen, die Kommission zu überzeugen?

Rafik Schami, 1946 geboren, kam 1972 nach Deutschland. Er studierte Chemie und promovierte. Heute zählt er zu den bekanntesten und erfolgreichsten Schriftstellern deutscher Sprache. Rafik Schami wurde mit vielen Literaturpreisen ausgezeichnet.

Uwe-Michael Gutzschhahn, 1952 geboren, ist Autor und Übersetzer. Mehrere seiner Übersetzungen wurden mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet.

Rafik Schami
Uwe-Michael Gutzschhahn

Der geheime Bericht über den
Dichter Goethe,
der eine Prüfung auf einer
arabischen Insel bestand

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Alle Goethe-Zitate in diesem Buch wurden entnommen aus
Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke
nach Epochen seines Schaffens.
Münchner Ausgabe. Herausgegeben von
Karl Richter in Zusammenarbeit mit
Herbert G. Göpfert, Norbert Miller,
Gerhard Sauder und Edith Zehm,
Carl Hanser Verlag.



Ungekürzte Ausgabe 2001
Die Schreibweise der Goethe-Zitate folgt oben genannter
Münchner Goethe-Ausgabe.
11. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1999 Carl Hanser Verlag München
Umschlagbild: Julian Jusim, Bielefeld
Arabische Schriftzeichen: Mousa El Sohsah, Frankfurt a. M.
Satz: Satz für Satz. Wangen im Allgäu
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62068-0

Wie die Geschichte anfang

Am 26. Mai des Jahres 1890 entdeckten drei Perlentaucher ein Segelschiff, das etwa zehn Seemeilen vor der Insel Bahrain im Persischen Golf trieb. Erst schien es, als ob das Schiff, von Kuwait kommend, auf das Arabische Meer zusteure, doch bald schon driftete es nach Bahrain, um kurze Zeit später abermals die Richtung zu wechseln und zurück nach Kuwait oder in Richtung persisches Festland zu schaukeln.

Irgendetwas stimmte nicht mit dem seltsamen Schiff. Die Perlentaucher ruderten hin und riefen, dort angekommen, laut nach den Seeleuten. Sie bekamen jedoch keine Antwort und wagten sich deshalb lange nicht an Bord. Ein Jahr zuvor hatte auf ähnliche Weise die *Marco Polo*, das einst schnellste Segelschiff der Welt, ebenso vor der Küste Omans getrieben. Die komplette Mannschaft war tot, die Ladung aber unberührt: Guanodünger aus Chile. Das Schiff musste im Hafen der Hauptstadt Maskat auf den Strand gesetzt werden, um die Fracht zu retten.

Damals wurde der Dünger auf ein anderes Schiff verladen und zu seinem Bestimmungsort weitergeleitet. Doch in Oman löste die auf dem Schiff ausgebrochene Cholera eine verheerende Epidemie aus, sodass bald in der gesamten Golfregion Schiffe, die zielloos umhertrieben, Symbole des Todes wurden.

Hin- und hergerissen zwischen Angst und Neugier zögerten die drei Perlentaucher deshalb lange, bis sie sich trauten, an Bord der *Black Prince* nachzusehen, was los war.

Das Schiff war verlassen, überall sahen sie Blut.

Die Männer ergriff Panik. Sie verließen fluchtartig das Deck und meldeten das Geisterschiff der bahrainischen Küstenwache. Die aber nahm zunächst die Fischer fest und beschuldigte sie, den Segler ausgeraubt und, um ihr Verbrechen zu vertuschen, die gesamte Mannschaft getötet zu haben.

Robert Whithead, der Kommandant der Küstenwache, fuhr mit seiner Mannschaft auf einem Dampfschlepper hinaus, und er war entsetzt, als er entdeckte, dass es sich um die *Black Prince* handelte. Das ihm bestens vertraute Linienschiff war sonst zwischen Großbritannien, dem Persischen Golf und Australien oder Indien gekreuzt.

Der Anblick der Blutlachen erschütterte den Kommandanten. Fliegen schwirrten umher. Doch keine einzige Leiche war zu finden.

Das Logbuch zeigte, dass der Kapitän, ein gewisser Benjamin Briggs, am 22. Mai die letzte Eintragung gemacht hatte. Alles wirkte normal. In seiner Kajüte war ein Tisch für drei Personen gedeckt. In der Kombüse fanden sich Fleischkonserven und frisches Gemüse. Der Vorrat an Lebensmitteln war kaum angebrochen. Er hätte gut und gerne für ein halbes Jahr gereicht. Eigenartigerweise waren aber Beiboot, Sextant und Navigationsbücher verschwunden.

Da und dort stießen Whithead und seine Männer auf Hinweise, dass die Besatzung ihre Arbeit überstürzt verlassen hatte. Sogar die Galionsfigur war mit Blut überzogen. Jemand musste sich verzweifelt daran festgeklammert haben, bevor er ins Meer gestoßen wurde. Wessen Blut war es? Es gab keine Hinweise, warum an Bord ein solches Massaker geschehen war. Abgesehen von ein paar Messerschnitten in Segeln und Tauen und ein paar Kratzern im Holz, die vermutlich von einem Kampf herrührten, war das Schiff nicht beschädigt. Zwei Luken standen offen, doch die La-

dung war nicht angerührt: 1560 Fass Whisky aus England, dazu 300 Ballen Datteln aus dem Irak, 150 Fässer Olivenöl aus dem Libanon und 500 Säcke Pistazien aus Syrien, die am 19. Mai im Hafen von Kuwait geladen worden waren. Die Fracht war für den englischen Generalgouverneur von Indien bestimmt.

Der Kapitän musste ein redseliger Mensch gewesen sein. Seine Eintragungen waren abschweifend, übertrieben und bisweilen wichtigtuertisch, doch sie bezogen sich bis auf wenige Ausnahmen allein auf die Route, die Witterungsverhältnisse und das Schiff. Die erste Bemerkung, die für kurze Zeit Whitheads Aufmerksamkeit auf sich zog, betraf zwei Passagiere. »Fürstin Martha von Suttner und ihr zehnjähriger Sohn Thomas sind die einzigen Gäste an Bord«, schrieb der Kapitän. »Ich habe die Ehre, jeden Tag die Mahlzeiten mit ihnen einzunehmen. Sie ist eine Adlige aus Hannover und die Gemahlin von Lord Morley, einem hohen englischen Beamten der Verwaltung Indiens. Der Junge ist schon mit zehn Jahren ein Teufelskerl, der keine Gefahr scheut und es mit jedem aufnimmt. Meine Mannschaft liebt ihn innig, und er erinnert mich in seiner Wildheit an den legendären Seebär Bully Frobes, bei dem ich mein Handwerk gelernt habe. Die Fürstin hat jedoch, seitdem wir den Suezkanal passierten, schlechte Laune, verflucht Indien immer wieder, nicht selten auch ihren Mann, und obschon ich kein Wort Deutsch verstehe, verstehe ich ihre Flüche. Je näher wir Bombay kommen, umso mürrischer wird sie. Dem Jungen ist es gleichgültig. Er turnt auf dem Schiff umher und erschreckt mit besonderem Genuss meine hartgesottenen Männer...«

»Wir müssen«, hieß es an anderer Stelle, »auf dem Weg nach Bombay einen Umweg über Kuwait machen. Hier sollen wir, wie seit Jahren, dem Stamm der Saudis unser ›Geschenk‹ bringen und Datteln, Pistazien und Olivenöl für den Generalgouverneur an Bord nehmen. Mir und der

Mannschaft ist bei der Fahrt durch die Straße von Hormos in den Persischen Golf unwohl. Die Fahne Englands und die Krone Ihrer Majestät Viktoria I. geben uns Schutz, doch die Uferregion heißt hier nicht zufällig Piratenküste. Meine Männer trösten sich damit, dass die britische Marine im Golf inzwischen über die schnellsten Dampfboote, ja angeblich sogar über zwei Torpedoboote verfügt. Doch die Piraten sind lautlos und unberechenbar wie der Tod, und sie haben nur vor dem Teufel Respekt ...«

Und dann fand Whithead weitere Eintragungen über die beiden fremden Passagiere.

»Seit ich Fürstin Martha beim Abendessen mitgeteilt habe, dass wir nicht mehr Richtung Bombay segeln, sondern Kurs auf Kuwait halten, wo wir drei Tage verweilen werden, hellt sich ihr Gesicht zusehends auf ...

Ich habe bislang nicht gewusst, dass die deutsche Dame neben Englisch und Französisch auch Arabisch spricht. Sie aber verkündete mir heute stolz, dass sie bereits als junges Mädchen bei einem alten Freund ihres Vaters Arabisch gelernt habe. Danach ging sie an Land und war Gast des Emirs Mohammad Alsabah, der England nicht gerade wohlgesonnen ist ...

Während unseres Aufenthalts in Kuwait sah ich die Fürstin täglich mit ihrem Sohn ausreiten, und der Emir ließ sie fühlen, dass sie als Frau und Deutsche, aber nicht als Ehefrau eines englischen Lords willkommener Gast sei. Eine Schar weiß gekleideter Wächter auf edlen Pferden begleitete aus der Ferne die Fürstin und sorgte für ihre Sicherheit. Abends durfte ich als einziger Engländer an der festlichen Gesellschaft teilhaben. Es waren zwei Nächte wie aus Tausendundeiner Nacht. Eine solche Gastfreundschaft habe ich nirgends sonst je erlebt. Ich erkannte die Fürstin kaum wieder, weil sie sich wie eine Orientalin kleidete. Sie rauchte und trank wie ein Mann, sang mit den Arabern und unterhielt sich in ihrer Gegenwart köstlich. Am letzten Abend

wandte sie sich zu mir und rief mir vor allen Anwesenden fröhlich auf Englisch entgegen: ›Benjamin, das hier ist mein Zuhause.«

Am 21. Mai war die *Black Prince* wieder ausgelaufen. Das Logbuch berichtete von klarem, sonnigem Wetter und der wieder düster werdenden Miene der adligen Frau. Am 22. Mai brach die Eintragung mitten in einer Bemerkung über eine Reparatur am Bug ab.

Das verlassene Schiff wurde nach Bahrain gebracht, bekam nach drei Tagen eine neue Mannschaft und reiste schließlich – mit der Versicherung an Lord Morley, dass die englischen Behörden am Golf alles tun würden, um das Verschwinden der Fürstin, ihres Sohnes und der Mannschaft aufzuklären – weiter nach Bombay.

Eine umfangreiche Untersuchung wurde eingeleitet. Offizielle Gesandte des Gouverneurs von Bahrain und Agenten des britischen Geheimdienstes suchten die Scheichs und Emire der umliegenden Inseln und Küsten auf, doch nach drei Jahren verliefen die Nachforschungen im Sande. Der Verdacht, Emir Muhammad Alsabah hätte die Fürstin entführt, erwies sich als falsch. Eine hochrangige Spionin drang bis in die letzten Winkel seines Harems vor, aber von der Fürstin fand sich keine Spur.

Lord Morley selbst reiste an den Golf und bat seinen Freund Mubarak Alsabah, den Bruder des Herrschers von Kuwait, um Hilfe. Mubarak war ein Freund von Morley und England. Er versuchte mit allen Mitteln herauszufinden, wo die Vermissten waren. Er versprach eine hohe Belohnung und dehnte die Suche bis Bagdad aus, doch auch er konnte nichts ausrichten. Morley glaubte an Piraterie und wohnte der Folterung mehrerer arabischer Piratenfürsten bei, die Emir Mubarak anordnete. Die Piraten bettelten um Gnade und versprachen dem Emir, ihr gesamtes Diebesgut herauszugeben. Doch die Frau konnten auch sie nicht herbeizaubern.

Immer mehr trat bei Morley die Trauer hinter den wachsenden Zorn über die Demütigung Englands zurück. Man muss wissen, dass die Golfregion seit vierhundert Jahren ein Teil des großen Osmanischen Reiches war. Doch die Macht der Osmanen bröckelte. Am Golf wurde England jetzt immer einflussreicher und demonstrierte militärische Stärke. Ausgerechnet in dieser Zeit wurden englische Seeleute massakriert, und das direkt unter der britischen Fahne! Morley wusste, dass mehrere Inseln im Golf und eine undurchdringliche Wüste entlang der arabischen Küste den Mördern Unterschlupf boten und dass nur ein Wunder Licht in die Angelegenheit bringen konnte. Doch das blieb aus. Nach fünf Jahren wurde der Fall der *Black Prince* endgültig als »unaufgeklärtes Ereignis auf See« zu den Akten gelegt.

Was aber hatte sich noch am 26. Mai, dem Tag, an dem die Perlentaucher die *Black Prince* erblickten, zugetragen? Fast zur selben Stunde entdeckten zwei Männer von der Küstenwache der Insel Hulm, dreißig Seemeilen vor Bahrain, ein Boot, das Kurs auf den Strand hielt. Bald erkannten sie durch ihr Fernglas, dass es eine Frau steuerte.

Als sie sich endlich im Schutz der Insel fühlte, ließ die Frau erschöpft die Ruder sinken. Vier schwere Tage lagen hinter ihr. Martha von Suttner verabscheute ihren Mann und an das Leben in Bombay hatte sie sich nie gewöhnt. Deshalb nutzte sie jede Gelegenheit, um nach Europa zu fliehen. Und jedes Mal schnürte es ihr auf der Rückreise den Hals derart zu, dass sie nachts unter Atemnot litt.

Die Tage in ihrer Mutterstadt Hannover waren wunderschön gewesen. Doch dann die Rückfahrt, die sie Tag um Tag Indien und dem eiskalten Wesen namens Charles Morley näher brachte. Plötzlich die Wende, als sie in den Golf einfuhren. Die rauschenden Tage in Kuwait. Danach dann wieder das Ausgeliefertsein an Bord eines Schiffes, das ihr

wie ein Gefängnis vorkam. Der Wind war günstig, die *Black Prince* glitt schnell durchs Wasser. Martha von Suttner spürte schmerzlicher denn je, dass es keinen Ausweg mehr gab. Ihre Verzweiflung war so groß, dass sie in der Nacht an der Reling stand und daran dachte, sich ins Wasser zu stürzen. Doch was würde dann aus ihrem Sohn Thomas? Sie konnte mit niemandem sprechen. Kapitän Benjamin Briggs war ein undurchsichtiger Mann. Er spielte den Arglosen, doch nachts hörte sie zweimal, wie die Männer große Kisten auf Boote verluden, die von der arabischen Küste gekommen waren.

Dann passierte es. Sie wollten wie jeden Abend zu dritt essen: Martha, Thomas und der Kapitän. Doch eine Stunde vorher wollte Thomas unbedingt den Frachtraum inspizieren und die Whiskyfässer zählen. Der Kapitän erlaubte es nicht ohne Aufsicht, doch alle Männer steckten bis zum Hals in Arbeit. Thomas drängte so lange, bis seine Mutter nachgab und mit ihm hinunter in den Bauch des Schiffes stieg, den sie bis dahin noch nie betreten hatte. Er war randvoll mit Fässern und Säcken. Dann plötzlich ein Ruck, das Schiff schlingerte und schwenkte nach links. Über ihren Köpfen Schreie, wildes Durcheinander. Anfangs vermutete Martha: Piraten. Auch an eine Meuterei auf dem Schiff dachte sie, doch schließlich drangen Worte und Sätze auf Arabisch an ihr Ohr, die Befehle enthielten. Dazwischen angsterfülltes Gejammer der Besatzung. Wie ein Chor plärrten die Seeleute und versuchten sich als Unschuldslämmer darzustellen, die nur ihr Brot auf dem Schiff verdienten und mit Waffen nichts zu tun hätten.

Mit einem Mal stand es ihr glasklar vor den Augen: Die Männer sahen, dass ihnen kein gieriger Pirat gegenübertrat. Es war ein Racheakt gegen Englands Politik und speziell gegen das Schiff, das dauernd unter dem Deckmantel des Handels mit Olivenöl und Datteln die Freunde Englands mit Waffen belieferte. Im Kernland des Hidschas

tohte ein erbarmungsloser Krieg zwischen der Sippe der Raschids, die von den Osmanen und Deutschen unterstützt wurden, und der der Saudis, die England ergeben waren und von der englischen Krone heimlich, doch sehr effektiv mit Waffen unterstützt wurden. Und Kapitän Benjamin Briggs spielte eine Schlüsselrolle bei der Lieferung dieser Waffen.

Im Frachtraum versteckten sich die Fürstin und ihr Sohn hinter den Whiskyfässern. Sie hörten Kapitän Briggs »Mein Gott« rufen, bevor er zu Boden fiel. Er war der Erste, der hingerichtet wurde. Dann folgten die anderen Männer. Ihre Leichen wurden ins Wasser geworfen. Bald vernahmen Martha von Suttner und Thomas, wie draußen Hai-fische im Bluttausch immer wieder gegen den Schiffsrumpf schlugen.

Noch einmal hörte Martha Schritte und wilde Rufe. Sie begriff, dass die Rächer einen versteckten Seemann erwischte hatten. Er schrie um Hilfe, dann war alles still. Martha erwartete, dass nun auch Thomas und sie von den Angreifern entdeckt würden. Ihr Herz pochte bis zum Hals und es schien ihr lauter als alle Schritte, alles Klappern und alle Rufe.

Tatsächlich wurde der Frachtraum von einem der Männer kurz inspiziert; aber dann rief er den anderen zu, es sei niemand unten, und ging weiter.

Danach senkte sich bleischwere Stille über Martha und ihren Sohn.

Thomas fragte leise, ob er hinaufschleichen solle. Sie verneinte und lauschte die ganze Nacht. Immer wieder bildete sie sich ein, jemanden zu hören. Die beiden taten kein Auge zu. Erst am frühen Morgen wagte es Martha, vorsichtig nach oben zu steigen. Es bot sich ihr ein furchtbarer Anblick: Das Schiff war blutverschmiert und wie ausgestorben. Es trieb führerlos auf dem Meer.

Sie wusste, dass sie sich und Thomas retten musste. Sie

kehrte zu ihm zurück und sprach mit ihm wie mit einem erwachsenen Freund. Sie erzählte ihm die Wahrheit über ihre gescheiterte Ehe mit seinem Vater und bat ihn zu verstehen, dass sie nie wieder nach Indien zurückkehren wolle. Er wünschte nichts anderes, als bei ihr zu bleiben, wohin sie auch immer ginge. So nahm sie Sextant, Navigationsbücher, etwas Proviant und viel Wasser und ruderte los. Sie hatte ein klares Ziel vor Augen.

Die Fürstin wusste, wenn überhaupt ein Flecken Erde sicher vor dem Zugriff des allmächtigen britischen Militärs war, dann Hulm, die unbeugsame Insel im Persischen Golf. Diese Insel kannte kaum fremde Herrschaft. Schwer zugänglich für große Schiffe und ungastlich durch die Kargheit der Vegetation, war die Insel seit Urzeiten eine Zuflucht für alle Abtrünnigen und Verfolgten. Mit unglaublicher Energie versuchten ihre Bewohner der durch regelmäßige Überflutung salzigen Erde das Notwendige zum Leben abzuringen. Im Lauf der Jahrhunderte hatten sie Dämme gegen das Meer errichtet, die mit der Zeit zu den fortschrittlichsten der Welt wurden.

Hulm war sagenumwoben. Viele Geschichten und Märchen der arabischen Küste berichteten von eigenartigen Bewohnern, die mit dem Teufel im Bunde stünden und deshalb unbesiegbar seien. In der Tat fehlte es nicht an Versuchen arabischer, persischer, griechischer, römischer und osmanischer Herrscher, das Völkchen auszurotten. Aber wie durch ein Wunder wurden die Schiffe der Häscher immer wieder von Stürmen ergriffen und zerschellten an den Felsen, die jäh aus dem Wasser aufzusteigen schienen und den Rumpf der Schiffe aufschlitzten. Im Jahre 1182 ging eine ganze Armada des ehrgeizigen Kalifen Alnassir mit achttausend Mann unter. Nur einige hundert Soldaten überlebten und kehrten erschöpft und eingeschüchtert nach Bagdad zurück, ohne dass die Verteidiger der großen Insel Hulm einen einzigen Pfeil hatten abschießen müssen. Kalif

Alnassir gab nach der schmachvollen Niederlage einen Befehl, der noch Jahrhunderte gelten sollte: »Vergesst die Insel Hulm, tilgt sie aus eurem Gedächtnis, denn sie existiert nicht mehr.«

Auch Perser, Griechen, Römer und Osmanen vergaßen sie. Die Insel gehörte, als der englische Einfluss am Golf zunahm, offiziell zur osmanischen Zone, obwohl noch nie ein osmanischer Beamter seinen Fuß auf Hulms Boden gesetzt hatte.

Ebenso wie Hulm wollte sich auch Kuwait weder dem Protektorat Istanbuls noch dem von London unterwerfen. Der gerissene Emir Muhammad Alsabah von Kuwait versuchte eigenständig zu bleiben. Kuwait war aber im Gegensatz zu Hulm wegen seiner Lage und seiner Bodenschätze für die Engländer attraktiv. So galt den Engländern nur die Insel Hulm als Terra incognita.

Fürstin Martha wusste dies alles. Sie verfolgte die Geschichte und die schwierige Situation Arabiens, seit sie als Kind die Sprache gelernt hatte. Gern hätte sie in Kuwait Zuflucht gesucht, doch der Bruder des kuwaitischen Herrschers, Emir Mubarak Alsabah, war ein erklärter Freund Englands. Er rühmte sich anbiedernd damit, das Bild der Königin Viktoria in seinem Salon aufgehängt zu haben.

Also bot nur noch Hulm Martha und Thomas die Möglichkeit zur Rettung.

Die Küstenwache staunte nicht schlecht über die Frau, die stolz auf Arabisch verkündete, dass sie in geheimer Mission unterwegs sei und umgehend zum Sultan der Insel gebracht werden wolle. Der Fürstin und ihrem Sohn Thomas wurde auf das geräumige Dampfboot der Wache geholfen. Unerkannt fuhr man am Hafen der Hauptstadt Sikra vorbei, zum Palast des Sultans Zaki Ben Fahim Chaligi, der über einen eigenen, der Öffentlichkeit unzugänglichen Anleger verfügte.

Der weiße Palast Golfperle war eine eigene kleine Stadt

mit allem, was der Sultan, seine zehn Minister und deren Familien, Wächter und Diener brauchten. Ein Rest aus Tausendundeiner Nacht.

Der Herrscher über die Insel und etwa dreihunderttausend Menschen gewährte der Fürstin Martha und ihrem Sohn eine Audienz. Sie faszinierte schon beim ersten Satz sowohl sein Herz als auch seinen Geist. Sultan Zaki bat sie, als Erzieherin seines einzigen Sohnes im Palast zu bleiben, wo sie ein gutes, freies und geschütztes Leben führen könne, denn Hulms Frauen waren die einzigen in Arabien, die gleiche Rechte wie die Männer besaßen.

Der Sultan wusste von den Gefahren, die der Insel drohten, wenn herauskommen sollte, dass Fürstin Martha hier Asyl gesucht hatte. Die Engländer würden dann keinen Augenblick zögern und die Insel unter dem Vorwand angreifen, sie verfolgten Piraten.

Die zwei Männer der Küstenwache wurden reichlich belohnt. Sie mussten die Hand auf den Koran legen und schwören, dass sie kein Wort über die Ankunft der Frau und ihres Sohnes verlieren würden. Ein Wortbruch hätte für sie den Tod bedeutet.

Um jeder Gefahr aus dem Weg zu gehen, nannte sich Martha vom Tag ihrer Ankunft an Saide, Herrin, was der Name *Martha* in seinem aramäisch-hebräischen Ursprung bedeutet. Ihr Sohn hieß von nun an Tuma – die arabische Übersetzung von *Thomas*. Der Sultan verlieh Martha und Thomas die Prinzenwürde.

Im Palast wurde als offizielle Mitteilung verbreitet, eine Prinzessin namens Saide, halb Araberin, halb Holländerin, sei angekommen, um Kronprinz Hakim in Fremdsprachen zu unterrichten. Ihr Mann, ein holländischer Orientalist, sei auf der Reise nach Hulm gestorben.

Kronprinz Hakim war zwölf Jahre alt und das Gegenteil von Marthas Sohn. Der Prinz war ruhig, fast stoisch und liebte es, im Schatten zu sitzen und Bücher zu lesen, wäh-

rend Thomas – oder Tuma, wie alle ihn nun nannten – zwischen Meer und edlen Pferden sein Paradies gefunden hatte. Er wurde schnell zum besten Reiter der Insel und zum Schwarm vieler Männer und Frauen. Trotzdem waren Hakim und Tuma bald unzertrennlich. Sie nannten sich gegenseitig »Bruder« und ergänzten einander wie zwei Bildhälften. Thomas sprach nach drei Jahren so perfekt Arabisch, als wäre er auf der Insel geboren, und Hakim lernte fleißig Deutsch und Englisch. Niemand aber war glücklicher als der Herrscher, der Saide als Geschenk des Himmels betrachtete, und er freute sich, als sie seinen besten Diplomaten Salih Ben Akil kennen und lieben lernte.

Martha lebte von da an im Glück; bald war die Ehe mit Morley nur noch eine ferne Erinnerung, denn Salih Ben Akil war ein äußerst gebildeter und liebenswürdiger Mann. Doch oft musste sie allein auskommen, denn die Zeit war bewegt und bewegend und Salih war viel auf Reisen, um die politischen Möglichkeiten Hulms zu erkunden. Saide aber kümmerte sich um das Schul- und Gesundheitswesen. Sie war es, die den ersten Kindergarten und die erste Kinderklinik in der Geschichte der Insel gründete. Der Name Prinzessin Saide galt bei der Bevölkerung bald als Synonym für Güte, aber auch für Hartnäckigkeit.

Als ihr Mann einmal in geheimer Mission nach Berlin reiste, beauftragte sie ihn in Absprache mit dem Sultan, ihrer Schwester und ihrer Mutter einen Brief mitzunehmen, der sie beruhigen sollte und zugleich bat, nicht nach dem Ort ihres Aufenthaltes zu fragen. Sie sollten aber die Personalpapiere von Martha und ihrem Sohn erneuern.

Die Verwandten bekamen den Brief und waren erleichtert. Sie besorgten die Papiere und händigten sie ein halbes Jahr später einem Kurier aus, der von Berlin zu ihnen nach Hannover gekommen war und nur mitteilen konnte, dass ein ausländischer Diplomat ihm den Auftrag gegeben hatte. Von nun an meldete sich Martha regelmäßig bei Mutter und

Schwester und schwärmte in langen Briefen von ihrem glücklichen Leben auf einer paradiesischen Insel und davon, dass Thomas ein prächtiger junger Gelehrter geworden war, der mit siebzehn bereits die wichtigsten Werke der deutschen Dichter kennen gelernt hatte.

So vergingen die Jahre und wäre Sultan Zaki Ben Fahim Chaligi nicht im Sommer 1897 plötzlich im Alter von acht- und fünfzig Jahren an einem Herzinfarkt gestorben, so wäre die Insel tatsächlich das Paradies auf Erden gewesen. Der Tod des weisen Sultans war für Saide der größte Verlust ihres Lebens. Sultan Zaki verkörperte den Beweis, dass Menschen stolz ohne Verachtung und uneigennützig großzügig sein können.

Hakim, der Kronprinz, war gerade neunzehn und steckte genau wie sein bester Freund voller Pläne. Der Tod des Vaters aber warf sie alle um, und schon musste sich Hakim als der neue Sultan mit Fragen der Diplomatie plagen, die ihn bis dahin nur wenig interessiert hatten.

Doch Tuma stand ihm als Helfer und Berater treu zur Seite. Sie debattierten über die politische Lage der Welt, über das Leben auf der Insel und über den Weg, den der junge Herrscher einschlagen sollte, um dem Wohl seines kleinen Volkes zu dienen. Drei Jahre verflogen, in denen Tuma Erfüllung in dem Bemühen fand, seinem geliebten Freund mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Am frühen Morgen des 22. Mai 1900 suchte Muhammad Alkatib, der Privatsekretär des Sultans, mehrere Minister sowie einige gelehrte Frauen und Männer auf und lud sie für den Abend zu einer wichtigen und zugleich geheimen Sitzung beim Sultan ein.

Der Empfangssaal war voll, aufgeregtes Gemurmel erfüllte ihn. Thomas begrüßte den Sultan in aller freundschaftlichen Form und nahm den für ihn bestimmten Platz zur rechten Hand des Herrschers ein. Zu seiner Linken saß der

Palastschreiber Abdullah Alfirdausi, ein Gelehrter, dessen Gedächtnis und Schnelligkeit beim Schreiben legendär waren.

»Im Namen Gottes, des allbarmherzigen Erbarmers. Ich habe überlegt«, protokollierte der Schreiber die Worte des jungen Sultans, »was unsere Heimat leisten muss, um nicht im Strudel der aufgewühlten Meere unterzugehen. Die Welt ist im Aufbruch. Die Welt ist das Meer und ihr Rhythmus sind die Wellen. Und zur Zeit kündigen sich hohe Wellen an. Man kann natürlich von Hulm zum Festland und zurück schwimmen. Ich kenne ein paar Meister, die das bei gutem Wetter schaffen, aber das Wetter ist nicht mehr gut, und die Wellen türmen sich zu Bergen. Wer die Entwicklung der Welt ignoriert, geht verloren, wie einer, der bei Sturm ins Meer springt und sich und anderen einredet: ›Ich habe ja immer die Küste erreicht.«

Die Wellen werden ihn gnadenlos zu ihrem Spielball machen und in der Tiefe ihres Bauches begraben. Besser wäre man also dran, wenn man in einem gut gebauten Schiff mit starken Segeln auf den Wellen schwimmen könnte, seinen Kurs hielte und das rettende Ufer erreichte.

Ich will mit euch dieses Schiff bauen und die Segel gut festbinden. Aber nicht einmal dann kann ich euch versichern, dass wir das andere Ufer heil erreichen werden.

Das Osmanische Reich wird zerfallen, und die Engländer strecken die Hand nach Arabien aus, das anscheinend auf Erdöl schwimmt. Den Süden Persiens haben sie bereits in der Hand, Jemen, Oman, Maskat, Bahrain, Katar und fast die ganze arabische Küste halten sie besetzt. Lord Curzon, der englische Generalgouverneur und Herrscher über Indien, hat kürzlich den Persischen Golf offiziell als »englischen Binnensee« bezeichnet. Muhammad Alsabah, der Emir von Kuwait und Gegner Englands, wurde, wie ihr alle wisst, 1896 zusammen mit seinen wichtigsten Beratern ermordet. Seitdem herrscht sein Bruder Mubarak, der

nun, wie ich von unserem Geheimdienst erfahren habe, vor kurzem ein Geheimabkommen mit den Engländern geschlossen hat. Die Deutschen wiederum versuchen mit Krediten, Militärberatern und Eisenbahnbau die Osmanen günstig zu stimmen, damit die ihre Pläne unterstützen. Letztes Jahr bekamen sie den Auftrag, eine Eisenbahnlinie von Istanbul über Anatolien durch das östliche Arabien bis zum Golf zu bauen. Endstation sollte Kuwait sein. Damit hofften die Deutschen, die Seemacht England über den Landweg zu umgehen und Deutschland direkt mit Arabien zu verbinden. Die Idee ist genial, denn der Orientexpress verbindet bereits Paris, Stuttgart, München, Wien und Budapest mit Istanbul. Damit wären wir hier am Golf nach einer kurzen Fahrt mit den wichtigsten Hauptstädten Europas verbunden, und jede Ware, die in Paris, Berlin, Wien oder Budapest hergestellt wird, könnte nach einer Woche hier sein.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. besuchte vor zwei Jahren zum zweiten Mal den Orient, um Istanbul zu zeigen, dass die Deutschen zuverlässige Freunde sind. Die Engländer sind natürlich über die Annäherung zwischen den Osmanen und den Deutschen und über die Pläne für den Bau einer Eisenbahn empört. Sie fühlen, dass ihre Macht am Golf bedroht ist, und nun stehen wir mitten im Ringen der Giganten. Ich wiederhole: Hulm befindet sich mittendrin. Der Golf wird durch seine Lage und seine Mineralien das pulsierende Herz der Zivilisation. Wir gaben vier Weltreligionen, nun geben wir den Saft für die Maschinen.

Die Europäer werden kommen. Das ist kein böser Wille, sondern der Lauf der Zeit, und wir sollten uns darauf vorbereiten, das von ihnen zu nehmen, was uns passt, und das Übrige zu lassen. Nur so werden wir stark genug sein, um der ganzen Welt die Tür öffnen zu können und sie willkommen zu heißen.

Daher sind Arbeiten am Hafen ganz wichtig. Wir wollen

uns nicht hinter unpassierbaren Riffen verstecken, sondern unsere Häfen auf den neuesten Stand bringen. Sie sollen der Welt signalisieren, dass sie bei uns willkommen ist.

So wie der Hafen, so sollte auch unsere Seele sich öffnen. Ich habe beschlossen, unsere besten Schüler in alle Welt zu schicken, damit sie sich in der Welt kundig machen. Wenn sie danach zurückkehren, wollen wir mit ihnen den Weg suchen, den wir beim Aufbau des Landes gehen müssen.

Nun, meine Erzieherin Saide pflegte zu sagen, wenn man ein Volk gründlich kennen lernen will, so sollte man vor allem seine Literatur lesen. In der Tat kann ich sagen, dass ich, ohne Amerika oder Frankreich je gesehen zu haben, dennoch weiß, wie die Menschen dort leben, fühlen und denken. In einem guten Roman entfalten sich alle Facetten eines Landes vor den Augen des Lesers.

Ich habe deshalb beschlossen, zehn Kundschafter in die wichtigsten europäischen Länder zu schicken: nach Deutschland, England, Frankreich, Russland, Spanien, Portugal, Ungarn, Italien, Holland und die skandinavischen Länder. Dort sollen sie ein Jahr lang bleiben und uns dann ihre Empfehlungen der bedeutendsten Dichter und Philosophen dieser Völker vortragen. Eine geheime Gelehrtenkommission wird unter meiner Aufsicht entscheiden, welche dieser Dichter und Dichterinnen in unseren Schulen und Universitäten künftig gelehrt werden sollen, damit unsere Jugend an die Kulturen der Welt herangeführt wird.

Mit unserem Wissen wollen wir Kanäle und Dämme bilden und dann soll die Flut nur kommen. Die Kanäle leiten das, was wir brauchen, dorthin, wo es am nützlichsten ist, und die Dämme schützen uns vor dem, was wir nicht brauchen. Anderenfalls werden wir nie im Stande sein, die Europäer zu verstehen.

Unsere Kinder und Jugendlichen sollen wissen, wer die Fremden sind. Sie sollen Achtung vor ihnen haben und ihnen selbstbewusst entgegentreten. Und mögen unsere